

Zeitschrift: Schweizer Monat : die Autorenzeitschrift für Politik, Wirtschaft und Kultur
Band: 102 (2022)
Heft: 1100

Artikel: Sport : Inklusion auf Kosten der Frauen
Autor: Imbriševi, Miroslav
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1035557>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 29.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Sport: Inklusion auf Kosten der Frauen

von Miroslav Imbrišević

2004 erlaubte das Internationale Olympische Komitee (IOC) zum ersten Mal, dass Trans-athleten an den Olympischen Spielen teilnahmen. Damals mussten Transfrauen nicht nur den Testosteronspiegel senken, sondern auch geschlechtsangleichende Operationen vornehmen lassen. 2015 hat das IOC auf einer Tagung in Stockholm entschieden, dass es dieser nicht mehr bedürfe. Die Testosteronregelung für Transfrauen (mit zeitlicher Sperrfrist von einem Jahr) blieb jedoch bestehen. Kürzlich hat sich das IOC nun auch vom Testosteronspiegel verabschiedet, denn dieser sagt nichts über eventuelle Leistungsvorteile aus. Das IOC geht aber noch weiter: Eine generelle Vorteilsvermutung bei Transfrauen sei nicht haltbar. Wenn dem so wäre, dann müsste das auch für Männer gelten. Man fragt sich natürlich, warum das IOC dann überhaupt noch nach Geschlecht kategorisieren möchte.

Diese kurze «Geschichte der Transinklusion» bei den Olympischen Spielen zeigt, wie sich die Einstellungen und Begrifflichkeiten in zwei Jahrzehnten verschoben haben. 2004 war jedem klar, dass «transsexuelle» Frauen – so nannte man Transfrauen damals – physische Vorteile gegenüber Frauen haben. Man hat also den weiblichen Körper im Frauensport als einen Standard angesehen, dem es zu entsprechen galt. Anders wären die IOC-Auflagen für Transfrauen nicht zu verstehen.

Laut der «progressiven» Vorstellung von heute hat das Frausein nichts mehr mit dem Körper zu tun, sondern mit Geschlechtsidentität, also mit dem, was man im tiefsten Inneren fühlt, wenn man an sein Geschlecht denkt. Ob alle Menschen solch eine Identität besitzen, ist umstritten. Die Konsequenz für den Frauensport war, dass man die Zulassungskriterien erweitert hat. Das resultiert aus der Auffassung, dass Sport niemanden ausschliessen dürfe. Seit Jahrhunderten messen wir im Sport, was Athleten mit ihren Körpern leisten können – getrennt nach Geschlecht; wir messen jedoch nicht, was Geschlechtsidentitäten leisten können. Aber «Inklusion» gilt heute als ein uneingeschränkter Leitwert (neben Fairness und Verletzungs-

schutz) im Sport. Diese Überbewertung der Inklusion ist ein Irrtum.

Wenn wir im Sport Kategorien anhand von Kriterien etablieren (z.B. im Parasport), dann werden wir von unserem Verständnis von Fairness (und dem Wunsch, die Verletzungsgefahr zu minimieren) geleitet – jedoch nicht vom Inklusionsdenken. Ohne die Unterkategorien im Boxen (also einem Ausschliessen anhand des Gewichts) würde dieser Sport zu einem «Wettstreit der Schwergewichte» werden. Boxer, die weniger wiegen, hätten kaum Chancen und würden gar nicht antreten. Wir schliessen also aus, um der Fairness (und Verringerung der Verletzungsgefahr) willen, und eine Folge davon ist maximale Partizipation. Die Inklusion ist also kein eigenständiger Wert; sie ist eine

blosse Funktion guter Kategorisierung. Die Trennung nach Geschlecht (Sexus) im Sport hat gleichfalls diese Aufgabe; nur so können Frauen und Mädchen erfolgreich sein, denn sie messen ihre Leistung jeweils untereinander. Ohne diese Kategorisierung würden die Leistungen der Frauen aus dem Blickfeld geraten, und ihre Partizipation würde folglich sinken.

Die Erweiterung des Begriffs «Frau» und die damit einhergehende Erweiterung der Zulassungskriterien schliessen zwar Transfrauen ein, aber die Leistungen

von Frauen und Mädchen werden herabgestuft, denn mittelmässige Transfrauen (Veronica Ivy im Radfahren, Lia Thomas im Schwimmen, Laurel Hubbard im Gewichtheben) verdrängen sie von Podiumsplätzen, in Rankings und von Stipendien. Ausserdem erhöht sich das Verletzungsrisiko in Kollisionssportarten sowie im Kampfsport. Wozu also noch Sport treiben? Die vermeintliche Inklusion erzielt letztendlich ihr Gegenteil: Frauen und Mädchen wenden sich vom Sport ab. Denn sie begreifen, dass der Sinn des Sportes darin liegt, auf faire Weise körperliche Leistungen zu messen, nicht aber die Leistungen von «Geschlechtsidentitäten». ❧



Miroslav Imbrišević

ist Philosoph und lehrt an der Open University in Milton Keynes, Grossbritannien.